Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Marienstraße 34.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg.,
Lützowstraße 10.
Fernsprecher Amt VI Nr. 4603.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 187. **Dienstag** den 14. April 1903. **97. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 14. April.

Sicherung des Wahlgeheimnisses.

Der Präsident des Reichstags hat für dessen nächste Sitzung am 21. April bekanntlich die Vorlage wegen Abänderung des Wahlreglements auf die Tagesordnung gesetzt, und zwar in einer Weise, die darauf schließen läßt, daß er eine einmalige Beratung dieser Vorlage für ausreichend hält. Daraus scheint man hier und da geschlossen zu haben, daß die Beratung eine nur einmalige sein müsse. Das ist irrig. Nach § 25 der Geschäftsordnung bedürfen Vorlagen des Bundesrats, auch wenn sie Gesetzentwürfe nicht enthalten, einer dreimaligen Beratung; doch kann mit Zustimmung des Bundesrats eine nur einmalige Beratung beschlossen werden. Ein solcher Beschluß ist aber bis jetzt nicht gefaßt worden, und daß er werde gefaßt werden, erscheint uns noch fraglich. Augenscheinlich legt der Bundesrat auf die Annahme der Vorlage großes Gewicht; richtet doch die „Nordd. Allgem. Ztg." in ihrem letzten Rückblicke auf die verflossene Woche an die Konservativen, die bekanntlich Freunde der geplanten Aenderung nicht sind, folgende Mahnung:

„Die Konservativen werden sich mit einer Maßnahme abfinden müssen, die nur eine Konsequenz des ja auch von ihnen für unantastbar erachteten bestehenden Wahlrechts ist und jedenfalls den praktischen Zweck haben wird, jedem Wahlterrorismus nach menschlichem Ermessen ein Ende zu machen. Nur die Probe auf das Exempel kann lehren, ob die Sozialdemokraten wirklich so viel Grund haben, sich dieser Maßnahme zu freuen, wie ihre Blätter zu behaupten belieben. Weil diese Organe es ankündigen, ist es noch lange nicht Tatsache, und für die konservativen Zeitungen am allerwenigsten besteht ein Grund, die sozialdemokratischen Phrasen als bare Münze in den Kauf zu nehmen."

Gleichzeitig aber übt das Regierungsblatt an dem § 15 der Vorlage, der folgendermaßen lautet:

„Der Wähler, welcher seine Stimme abgeben will, nimmt von einer durch den Wahlvorstand in der Nähe des Zuganges zu dem Nebenraum oder Nebentisch aufzustellenden Person einen abgestempelten Umschlag an sich"

eine Kritik, die den Beweis liefert, daß man selbst in Regierungskreisen die Vorlage wenigstens in diesem Punkte für verbesserungsbedürftig hält. Die „Nordd. Allgem. Ztg." schreibt nämlich:

„Die Verteilung der Umschläge muß — wenn überhaupt — durch eine absolut vertrauenswürdige Persönlichkeit geschehen; sachlich richtiger wäre es wohl, wenn die Umschläge einfach auf einem Nebentisch bereit gelegt würden und eine Aushändigung an die Wähler überhaupt nicht stattfände. Der Reichstag wird ja nach den Osterferien Gelegenheit haben, alle diese Fragen eingehend zu erörtern."

Das klingt jedenfalls nicht so, als ob der Bundesrat geneigt wäre, seine Zustimmung zur Beschränkung der Beratung auf eine einmalige Lesung zu erteilen. Und da nun aus der Mitte des Hauses noch andere Abänderungsanträge zu erwarten sind, so dürfte es sich für den Grafen Ballestrem empfehlen, gleich von vorn herein auf seinen Wunsch nach einmaliger Beratung zu verzichten. Ueberhaupt ziemt es sich gerade für den jetzigen Reichstag, der so viel kostbare Zeit vertrödelt hat, nicht, unmittelbar vor seinem Ende eine Vorlage durchzupeitschen, an der sogar die „Nordd. Allgem. Ztg." etwas auszusetzen findet. Das hohe Haus würde sich wenig schmeichelhafte Nachrede gefallen lassen müssen, wenn gleich bei der ersten Probe auf die geplante Maßregel zur besseren Sicherung des Wahlgeheimnisses sich herausstellte, daß er noch in seiner Sterbestunde schlechte Arbeit gemacht.

Sozialdemokratische Waffen für die Wahlen.

Der sozialdemokratische Parteivorstand hat wie früher so auch diesmal einen Leitfaden für die Reichstagswahlen herausgegeben, der dem Anhange der Umsturzpartei zum Wegweiser durch die Tagesfragen dienen und wohl auch ein Stück Propaganda für die sozialistischen Irrlehren verrichten soll. Gerade dieser letzteren Absicht aber dürfte das „Handbuch" keine große Unterstützung gewähren, denn das Törichte und Verwerfliche der sozialdemokratischen Bestrebungen tritt an vielen Stellen des literarischen Ratgebers so eindringlich zutage, daß einigermaßen einsichtsvolle Wähler von dem Geschreibsel sich nur abgestoßen fühlen können. Dessen zum Beweise reiht die „Schles. Ztg." die folgenden einzelnen Stücke aus der Kette, an welcher die Wähler für die sozialdemokratischen Kandidaten zur Wahlurne geschleift werden sollen, aneinander:

Es ist charakteristisch, daß die Sozialdemokratie auf den Vermerk: sie ist vaterlandslos, international und republikanisch — so gut wie gar nichts zu erwidern weiß. Kurz und bündig wird erklärt, daß die Sozialdemokratie hierin nur den Forderungen des Christentums folge. Denn: der Christengott wisse nichts von Unterschieden der Rasse, Nationalität und Hautfarbe, nichts von einer besonderen christlichen Staatsform; das Christentum vertrage sich mit allen Staats- und Gesellschaftsformen und verlange nur die allgemeine Menschenliebe. Die Sozialdemokratie strebe gerade diesem höchsten Ziele zu. „Republikaner zu sein, ist weder vom christlichen noch vom politischen Standpunkt ein Verbrechen." Und um anzudeuten, daß die Sozialdemokratie auch gegen politische Umwälzungen keinen Einwand erheben wolle, wird mit perfider Heuchelei darauf verwiesen, daß „das deutsche Kaiserreich, wie sein Vorgänger, der Norddeutsche Bund, ein Produkt der Gewalt ist". Wer die höchsten Fragen des nationalen Seins mit so jämmerlichen Argumenten in den sozialdemokratischen Topf spannen will, der kann nichts anderes erwarten, als daß man ihn zum Vaterlandsverräter stempelt. Welche ist das, eine verlogene und hochverräterische Gesinnung leitet aus der zwischen den Zeilen liegenden Schlußfolgerung, daß ein jeglicher nach Belieben auf die politische Umwälzung hinarbeiten könne, weil ja doch auch das Deutsche Reich aus Blut und Eisen hervorgegangen ist.

Allerdings läßt sich das „Handbuch" aus naheliegenden Gründen wohlweislich, aus dem unsinnigen Vergleiche praktische Schlüsse zu ziehen, aber dessen bedarf es ja auch nicht. Der eigentliche Zweck ist mit der losen Redeutung erreicht. Im übrigen wird unter besonderer Hervorhebung „die Auffassung der ganzen Partei" über Revolution und Umsturz nach Lassallescheem Beispiel dahin präzisiert, daß Revolutionen die Umgestaltung eines sozialen oder politischen Zustandes von Grund aus sei, wobei neue Prinzipien an Stelle der alten gesetzt werden, „auch wenn dies auf durchaus friedliche Weise geschehen". Die Revolution kann sich also auch friedlich vollziehen, ja, die Sozialdemokratie fürchtet sich sogar in gewissem Sinne vor der Revolution, da diese „reaktionär" verlaufen könne, indem sie Zustände herbeiführe, die schlechter seien als die gegenwärtig bestehenden. Das wolle aber die Sozialdemokratie nicht. Sie wünsche die fortschreitende Entwickelung und die Uebereinstimmung der neuen Zustände „mit einem allgemeinen Bedürfnisse großer Gesellschaftsschichten". Sie wolle nur „die Köpfe" revolutionieren. Wer es aber anders auslegt, nun — dem ist eben nicht zu helfen!

Auch in dem Abschnitt über Ehe und Familie nimmt das „Handbuch" sich kaum die Mühe, die Gegner der Sozialdemokratie zu widerlegen. Ehe und Familie seien Institutionen einer veränderlichen Kulturentwickelung; was heute als unsittlich gelte, weil es der sozialen Ordnung widerspricht, könne morgen, bei anders gearteten Weltanschauungen sittlich sein. Die Ehevorbilder müßten sich den neuen Lebensbedingungen der Sozialdemokratie von selbst anpassen; ihre Grundlage würde „die freie Hingabe von Mann und Weib aus gegenseitiger Liebe" bilden. Das heißt mit anderen Worten: Die freie Hingabe aus Liebe findet leider an den zur Zeit noch bestehenden schlechten sozialen Einrichtungen ein Hindernis! Wenn jemand sich darüber hinwegsetzt, die Sozialdemokratie wird nach den oben zitierten Auslassungen keinen Vorwurf gegen ihn erheben dürfen.

Nach diesen Beispielen kann man sich ungefähr ein Bild machen, wie die Polenfrage beurteilt wird. Da marschieren alle alten Phrasen von Ausnahmegesetzen, Unterdrückung fremdsprachiger Minderheiten, Nationalitätentoleranz usw. auf, sogar Herr Löbning und die „polnischen Kaninchen" des Reichskanzlers sind nicht vergessen. Die Ostmarkenpolitik ist nur eine „agrarische Interessenpolitik", die „das Ferment der Korruption in die bevorrechtete Klasse durch Aufstachelung ungezügelter Beutelust verträgt". Diese Kostproben aus dem sozialdemokratischen literarischen Kochtopfe dürften genügen, um darzutun, daß solche Anrichtung nur gänzlich verbildeten und entarteten Geschmacksnerven behagen kann.

Der holländische Ausstand.

Welche Folgen der Generalausstand in Holland haben wird, das läßt sich an seinem ganzen Umfange noch nicht sagen. Wirtschaftlich wird eine große Anzahl Arbeiter rückständig werden; die Not wird an manche Türen klopfen und es wird sich der Aerger und die Wut der in Not geratenen Arbeiter wahrscheinlich weniger gegen die Regierung und die herrschenden Parteien als gegen die eigenen führenden Genossen richten. Aber auch politisch zeitigt der Streik neue Verhältnisse. Man debattiert nicht zwei Nächte hindurch, wenn man einig ist, wenn 36 Stunden gesprochen wird, dann gibt es tiefgehende Differenzpunkte, und diese haben sich denn auch zwischen den Mitgliedern der Schutzcomité, den Sozialisten, den Anarchisten oder den Kommunisten und den farblosen Anderen herausgestellt. Es liegen noch keine Nachrichten über die geheimen Sitzungen vor, allein das, was der alte Kommunist Nieuwenhuis geäußert hat, das läßt auf eine starke Gährung der Ultraradikalen schließen. Er hat dem Korrespondenten der „Frankfurter Zeitung" sein Herz ausgeschüttet. „Ich wußte", sagte er, „im voraus, daß die Gesetzentwürfe mit großer Mehrheit angenommen würden. Unsere Streikaktion sollte auch garnicht auf die Verhandlungen Einfluß üben. Wir wollten den Streik, um der Regierung zu zeigen, daß die Gesetze nutzlos sind, immer weiter führen. Die neuen Gesetze hätten uns, die Leiter, ins Gefängnis gebracht, andere Leiter wären gekommen und ebenfalls ins Gefängnis gewandert. Und wie wollte man es machen? Alle streikenden Eisenbahner und Arbeiter des öffentlichen Dienstes ebenfalls einsperren? Kohlen-, Licht- und Brotnot wären gekommen, und alles dies zusammen hätte die Regierung gezwungen, die Gesetze zurückzunehmen." Auf den Einwurf, daß der Streik doch von vornherein alle Zeichen des Mißglückens getragen habe, sagte Nieuwenhuis: „Unsere Nachrichten von den Eisenbahnern lauteten bis Mittwoch günstig. Von Marseille, Dünkirchen, London erhielten wir Berichte, daß die Arbeiter den holländischen Transportarbeitern helfen wollten. Wir glaubten, der Streik würde glücken, aber die Sozialdemokraten haben uns verraten, Troelstra, Oudegeest und andere taten, als ob sie mit uns gingen, während sie den Streik verurteilten. Das ist die Ursache des Mißglückens gewesen. Ich sehe jetzt ein, daß der Streik unmöglich geworden ist durch Verrat und ich werde heute abend den Arbeitern sagen, sie sollten den Streik aufgeben und zu ihren Werkplätzen zurückkehren." Bisher sind die Streikenden noch nicht alle zurückgekehrt und viele, die zurückkehren werden, werden ihre Plätze besetzt finden. Daß man aber die Sozialdemokraten des Verrats zeiht, das ist auch ein Zeichen der Zeit.

Der Generalstreik in Rom.

Die Setzer der Druckereien in Rom, mit Ausnahme derjenigen der Zeitungen, waren in einem Lohnkampf eingetreten, um den Achtstundentag und obendrein noch eine beträchtliche Lohnerhöhung zu erzwingen. Auf beide Forderungen glaubten die Besitzer nicht eingehen zu können, doch rückte nach mehrwöchigen Bemühungen von dritter Seite ein Ausgleich in sichtbare Nähe und scheiterte zuletzt nur daran, daß die Besitzer es nicht für ehrenhaft hielten, die inzwischen eingestellten nichtverbändlerischen Setzer auf die Straße zu setzen. Nunmehr verstanden es die revolutionären Elemente der Arbeitskammer, die Verkündigung der Solidarität aller römischen Arbeiter durchzusetzen, und der Generalstreik ward zur Tatsache. Dem römischen Wirtschaftsleben, ja, dem ganzen Lande schlägt diese Veranstaltung einer politischen Machtprobe — denn zu diesem Charakter hat sich der ursprünglich wirtschaftliche Konflikt schnell genug durchgemausert — eine überaus tiefe Wunde, die nicht so bald verharschen wird. Der Neapler „Mattino" mag nicht unrecht haben, wenn er als Folge des römischen Arbeiterausstandes ein Emporschnellen der Reaktion weissagt, denn in so brutaler Weise am Geldbeutel gepackt, wird das gewerkfleißige Volk selbst nach der starken Hand schreien, die sich der immer offensichtlicheren Tendenz einer Sozialisierung des Staates entgegenstemmt. Im Leitartikel vom 7. April stimmt das Regierungsorgan, die „Tribuna", einen Hymnus auf die „Selbstlosigkeit und Großmut der Arbeiterschaft" an, die sich mit ihren unglücklichen Kollegen vom Setzkasten solidarisch gemacht habe, und schließt mit dem Ausdruck der Ueberzeugung, daß die Arbeiterschaft ein Einsehen haben und nach der soeben vollzogenen feierlichen Demonstration zur Arbeit zurückkehren werde. In der folgenden Nummer nimmt die „Tribuna" dann ergreifenden Abschied von ihren eigenen Setzern, die natürlich ebenfalls streiken, und ruft den bescheidenen Männern der sozialen Revolution ein „Auf baldiges Wiedersehen!" zu. Die nämliche Abschiedsnummer des Regierungsorgans behandelt das heikle Thema des Heeres in seinem Verhältnis zum Arbeiterausstand. „Für unsere Soldaten", heißt es da, „ist es über alle Maßen schmerzlich, sich ihren Mitbürgern mit bewaffneter Hand gegenübergestellt zu

Feuilleton.

10] **Das Gold vom Widwatersrand.**

Roman von F. Klinck-Lütersburg.

Nachdruck verboten.

Wenn Wilm sich noch der Erwartung hingegeben, daß der Vater eine Korrespondenz mit derselben Vorsicht geführt, die seine Handlungen im allgemeinen kennzeichnete, so sah er bereits zwei Tage später, daß er sich getäuscht. Ein von ihm eingehender Brief mußte in Wilm eigentümliche Vorstellungen erwecken. Herr Ignatius van Senden schrieb:

„Kinder und Narren reden die Wahrheit. Du hattest nach meinen Begriffen das Dümmste getan, was überhaupt ein Mensch tun konnte, als Du nach Johannesburg gingest, Dich in Onkel Peters verworrene Angelegenheiten zu mischen, und nun muß ich erfahren, daß Du den einzigen Weg gegangen bist, der uns vor sehr häßlichen Folgen meiner geschäftlichen Beziehungen zu dem Verstorbenen schützen kann. Ich bringe soeben in Erfahrung, daß es Dir gelungen ist, den Staatspräsidenten so günstig zu stimmen, daß Frau van Senden die gesamten beschlagnahmten Papiere zurückgegeben worden sind, ja, daß die Transvaal-Regierung bereit ist, gegen Gold, gewisse Pläne, in Bezug auf die Landwirtschaft, zu ihren eigenen zu machen. So töricht wirst Du wohl nicht sein, um hier nicht deutlich den Eigennutz zu erkennen, und ich brauche Dich nicht darauf aufmerksam zu machen, daß Du gut tun wirst, jede Einmischung von der Hand zu weisen. Laß mich Dir sagen, daß in Deinen Händen jetzt eine Entscheidung liegt, die früher oder später erfolgen muß, und deren bedeutungsvolle Größe Du nicht einmal ahnen kannst. Unternimm nichts ohne meinen Rat, und wenn Du Geld brauchst, so stehen Dir die Finanzgrößen von Kapstadt und Kimberley zur Verfügung.

Nun aber zu dem eigentlichen Zweck meines heutigen Schreibens. Ich richte an Dich die Bitte, alle unter dem Nachlaß Onkel Peters von mir etwa vorgefundenen Briefe mir unverzüglich einzusenden. Daß es ein Vertrauensbruch sein würde, auch offene Briefe, die nicht für Dich bestimmt sind, zu lesen, weißt Du. So darf ich wohl eine beschleunigte Erfüllung meiner Bitte erwarten.

Ein ausführlicher Bericht über alle mich interessierenden Vorkommnisse würde mich außerordentlich erfreuen, wie Du Dir denken kannst. Verschiedene Ansichten sollten niemals ein Verhältnis zwischen Vater und Sohn, das so lange Jahre ein zufriedenstellendes gewesen ist, störend beeinflussen.

In herzlicher Zuneigung Dein Vater."

Wilm empfand keine Freude über den Brief. Der Inhalt und Ton desselben regte ihn gleich sehr auf. Welche Gründe konnten den Vater bewegen, seinem letzten Schreiben das gegenwärtige folgen zu lassen? Das Blut stieg dem jungen Manne heiß in das Gesicht. Eine Erklärung lag zwar nicht fern. Ignatius van Sendens Freude mochte groß gewesen sein, als er in Erfahrung gebracht, daß eine ihm drohende Gefahr durch den Sohn beseitigt worden war, aber Wilm genügte die Erklärung nicht. Er sah plötzlich ein ganzes Heer von Vermutungen geweckt. Allen voran die eine: Auf welche Weise gelangten die von dem Vater erwähnten Tatsachen zu dessen Kenntnis?

Wilms Unruhe wuchs, als am Nachmittag desselben Tages ein Schreiben des Generaldirektors Brandt bei ihm einging, durch welches er ihn von seiner Absicht in Kenntnis setzte, in einigen Tagen nach Johannesburg zu kommen, um in der van Sendenschen Nachlaß-Sache zunächst mit ihm oder auch Frau van Senden Rücksprache wegen mancherlei Unregelmäßigkeiten zu nehmen, die seit einer Reihe von Jahren bei den Gruben vorgekommen sein sollten, und welche eine Nachsicht der Transvaal-Regierung unbegreiflich erscheinen ließen.

„Als Vertreter der Finanzfirma Lasser & Sons würde ich gegen jede Veräußerung von Liegenschaften protestieren müssen, gleichviel, nach welcher Seite hin eine solche in Aussicht genommen sein sollte, so lange nicht Lasser & Sons im vollen Umfange gedeckt sind. Freundschaftliche Rücksichten für Ihren Herrn Vater und Sie lassen mich auch noch die Mahnung hinzufügen, nicht etwa finanziellen Beistand von einer Seite anzunehmen, die uns nicht genehm sein könnte. Ihre Geldgeber dürfen Sie nur in Kapstadt und Kimberley suchen."

Stunden waren seit dem Empfang dieses letzten Briefes vergangen, ehe es Wilm gelang, sich einigermaßen zu einem Verstehen durchzuarbeiten. Daß nur durch eine Verräterei der Vater und Generaldirektor Brandt in den Besitz ihrer Kenntnis von Vorgängen in Pretoria gelangt sein konnten, war dem jungen Manne klar. Manches in dem Briefe aber blieb Wilm unverständlich, wenn es auch eine Ahnung von ihm drohenden Anfechtungen wach rief.

Entschlossen, ein in ihn gesetztes Vertrauen nicht zu täuschen, bewahrte Wilm seinen Gleichmut. Da die Briefe an ihn persönlich gerichtet waren, fühlte er sich auch nicht verpflichtet, Tante Grietje einstweilen davon Mitteilung zu machen. Es hieß, sie zwecklos beunruhigen. Den Brief des Vaters beantwortete er dahin lautend, daß die Korrespondenz Ignatius van Sendens nicht zurückgegeben worden sei, und hoffe, ohne Einmischung von irgend einer Seite, den Nachlaß des Verstorbenen zur vollständigen Befriedigung aller Beteiligten zu regeln.

Den Brief des Generaldirektors ließ er unbeantwortet. Eine persönliche Zurückweisung unberechtigter Forderungen würde ungleich wirksamer sein.

Wenn Wilm übrigens gedacht hatte, daß Frau van Senden, vollständig von einer Zurücksetzung, die sie erfahren, in Anspruch genommen, wenig Interesse für die geschäftlichen Angelegenheiten bezeigen werde, die sein Sinnen und Denken vollauf in Anspruch nahmen, so sah er sich getäuscht. Sie gebrauchte freilich Tage und Nächte, um die quälenden Selbstvorwürfe zu beschwichtigen, die an ihr nagten, aber ihre Willenskraft bekegte eine Schwäche, die sie, der Verzweiflung nahe, in eine freudlose Zukunft hatte blicken lassen. Nicht durch ein fruchtloses Beklagen eigner Schuld ließ diese sich ausgleichen, vielmehr glaubte sie ihre Reue am besten zum Ausdruck zu bringen, wenn sie mit Eifer im Sinne des Verstorbenen wirken und schaffen würde.

Im Arbeitszimmer des Gatten verbrachte sie, neben dem Neffen, die nächste Zeit, um sich einen Einblick in die Lage zu verschaffen, die Peter van Senden verhängnisvoll geworden war, und ihre Beteiligung an einer schwierigen Arbeit unterstützte Wilms Tätigkeit nicht unwesentlich. Sie wußte mancherlei Aufschlüsse zu geben und bezeigte ein lebhaftes Interesse für die Pläne, die sie eines Tages als uferlos angesehen hatte.

Nur in Bezug auf die Verwertung der Pochrückstände hielt sie ihr Urteil aufrecht, obwohl sie bestritt, daß der verstorbene Gatte eigenmächtig und ohne Vorwissen der Direktion gehandelt habe.

„Die Betriebs-Oberleitung scheint aber gerade die Anklage erhoben zu haben", sagte eines Tages Wilm, ein Schweigen unterbrechend, das mit eifriger Durchsicht von Briefschaften ausgefüllt gewesen war.

„Ich kann es glauben, Wilm", gab Frau van Senden zurück, aber in einem Ton, in dem etwas Abweisendes lag. Der junge Mann gewann auch jetzt wieder den Eindruck, als widerstrebe es Tante Grietje, an diese Angelegenheit erinnert zu werden, wie an alles, das mit den Bergwerken im Zusammenhang stand.

Jeder setzte schweigend seine Beschäftigung fort. Nichts unterbrach die Stille, als das Geräusch, welches das Auseinanderfalten und Zusammenlegen des Papiers verursachte. Nach einer Weile erhob sich Frau van Senden, um an das Fenster zu treten. In ihrer Hand hielt sie einen Brief.

„Wilm, von wem mag der Brief sein?"

Die Stimme war klanglos und schwankte. Sie sah erschreckend blaß aus, als sie Wilm jetzt das Papier gab.

„Einziger Papa!

Du solltest doch die Einwilligung zu der Verbindung geben. Sei überzeugt, daß ich ganz glücklich sein werde. Nur hier ist mir das Leben unerträglich. Ich habe es mir ganz anders gedacht. Mit einer geliebten Freundin würde es sich auch wohl besser gestaltet haben. Denke Dir meine Lage mit diesem grämlichen Herrn, dem ich nichts recht mache, der mich nur als eine häßliche Erinnerung an den Tod seines Kindes ansieht. Eine Stiefmutter, mit der Du Dich selber nicht verträgst, kann auch nicht schlimmer sein. Gib Deine Zustimmung, Papa, wenn Du nicht willst, daß ich mich vor Sehnsucht nach einem anderen Leben verzehre. Herr Brandt ist zwar viel älter, aber ich habe ihn doch gern, und Stephan Mildler liebt mich wahnsinnig."

Hier brach der Brief ab. Wilm sah Tante Grietje mit einem fragenden Blick an. Sie fand noch immer keine Worte und der junge Mann hatte keine Erklärung für die Zeilen.

„Ich weiß nicht, was du meinst, Tante. Wer könnte das geschrieben haben? Die Handschrift ist mir gänzlich unbekannt. Stephan Mildler — Brandt."

Wilm dachte nicht einmal an den Generaldirektor. Der Name Brandt war ein weit verbreiteter.

„Eine gänzlich ungeübte Schrift", fuhr er fort, „wie von einer Kinderhand herrührend. An wen denkst du, daß der Brief gerichtet ist?"

SLUB
Wir führen Wissen.